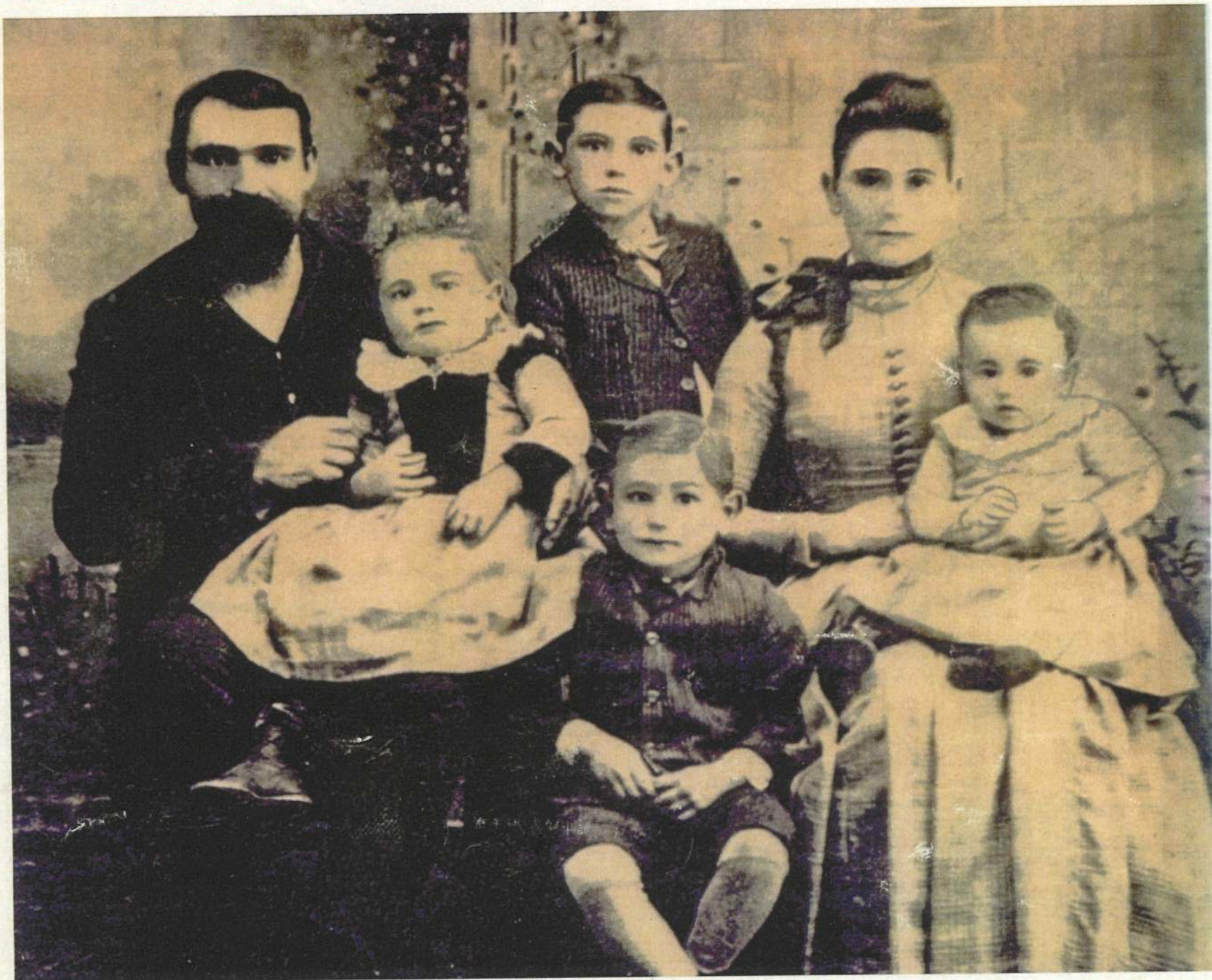


SIE ER

SONNTAGSBLICK MAGAZIN



SPURENSUCHE **ALS DER HUNGER MEINE FAMILIE
AUS DER SCHWEIZ VERTRIEB**
ELTON JOHN **HAPPY BIRTHDAY, SUPERSTAR**
MELANIE WINIGER **DIE ANTI-MISS**
ASYL-DEBATTE **OSKAR FREYSINGER GEGEN FRANZ HOHLER**

NR. 37 | 10. SEPTEMBER 2006

06 REPORTAGE
DIE FLUCHT AUS
HEIDIS HEIMAT

16 MAGAZIN
AUSBLICK
MUSIK
MEDIEN
BUCH
FILM
KUNST
MODE

28 PORTRÄT
DIE ANTI-MISS

34 MAGAZIN
EINBLICK
POLITIK
ESSEN + TRINKEN

44 SERIE
EIN FELD
VOLLER IDEEN

TITEL
ANDREW UND ANNA JUST
MIT KINDERN, USA, 1889
FOTO
PRIVATARCHIV

AUSWANDERER UND EINWANDERER



MARCEL MAERZ

«Sei bloss glücklich, dass du nicht in der Dritten Welt geboren wurdest», sagte vor einigen Jahren ein Dolmetscher aus dem Iran zu Carl

Just, der dort auf Reportage war. Er wurde nicht in Dritte-Welt-Verhältnissen geboren – doch seine Vorfahren schon. «Es ist erstaunlich», sagt Just, «wie schnell wir vergessen haben, wie arm viele Menschen in der Schweiz noch vor gar nicht langer Zeit waren.» Vor 147 Jahren verliess Carl Justs Urgrossonkel Florian Just sein Heimatdorf Maienfeld in Graubünden und emigrierte in die USA. Er flüchtete vor Hunger und Not, wie damals über eine halbe Million Schweizer. Anlässlich der bevorstehenden Abstimmung zum Asylgesetz war es für Carl Just ein persönliches Anliegen, die Geschichte seiner Vorfahren zu erzählen. Und zu zeigen, dass es gar nicht lange her ist, dass Menschen als Wirtschaftsflüchtlinge dieses Land verlassen mussten, wie es heute Tag für Tag Menschen aus der Dritten Welt tun. So kam es schliesslich zum grossen Familientreffen in Kansas, wo Just, der Schweizer, auf gut 60 Justs traf, die längst durch und durch zu Amerikanern geworden sind (S. 6). Ebenfalls um die Abstimmung zum Asylgesetz am 24. September geht es im Streitgespräch zwischen SVP-Nationalrat Oskar Freysinger und dem Kabarettisten Franz Hohler. Während Freysinger meint: «Viele Leute haben die Nase voll von Drogennestern und Kriminalität», sagt Hohler: «Sie sammeln Härte auf Vorrat.» Bilden Sie sich Ihre Meinung (S. 34).



06 SCHWEIZER FLÜCHTLINGE

147 Jahre nachdem seine Vorfahren vor der Armut in die USA flohen, hat sich Reporter Carl Just auf Spurensuche bei seinen entfernten Verwandten gemacht



16 CAPTAIN FANTASTIC

Ein Wunderkind wird 60: Sir Elton John feiert sein Jubiläum angemessen – mit einer Audio-Biografie und zahlreichen Konzerten



28 MEHR WINIGER, WENIGER MISS

Fotograf Patrizio Di Renzo zeigt Melanie Winiger, wie sie wirklich ist: ganz anders als alle anderen Missen



34 JA ODER NEIN?

Am 24. September stimmt die Schweiz über das neue Asylgesetz ab. Die Debatte wird hitziger. Ein Streitgespräch zwischen Kabarettist Franz Hohler und SVP-Nationalrat Oskar Freysinger

04 BRIEFE/IMPRESSUM

38 BEATS WELT

52 TV-PROGRAMM

55 HOROSKOP

56 RÄTSEL

59 CLAUDIAS WOCHE

60 TRUFFES DER WOCHE

61 CARTOON

62 ORIGINALTON



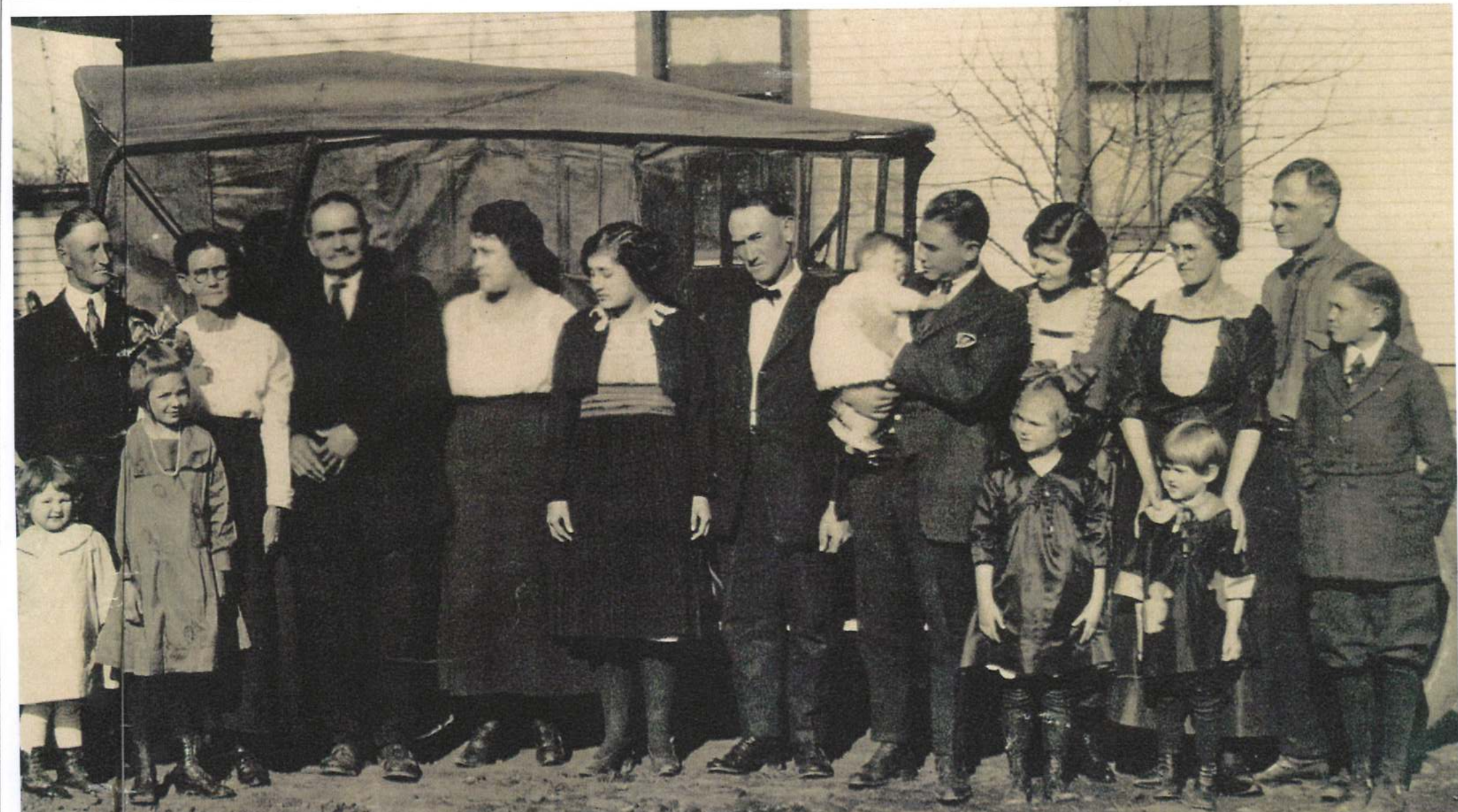
EMIGRATION

DIE FLUCHT

DER JUST-CLAN HEUTE – UND VOR 85 JAHREN

1921 posierte Andrew Just (M.) mit Grossfamilie und den ersten Autos in Salina, Kansas. Andrew wurde noch in Maienfeld geboren, war fünf, als die Familie emigrierte. 85 Jahre später lassen sich die Justs der jüngsten Generationen am selben Ort fotografieren



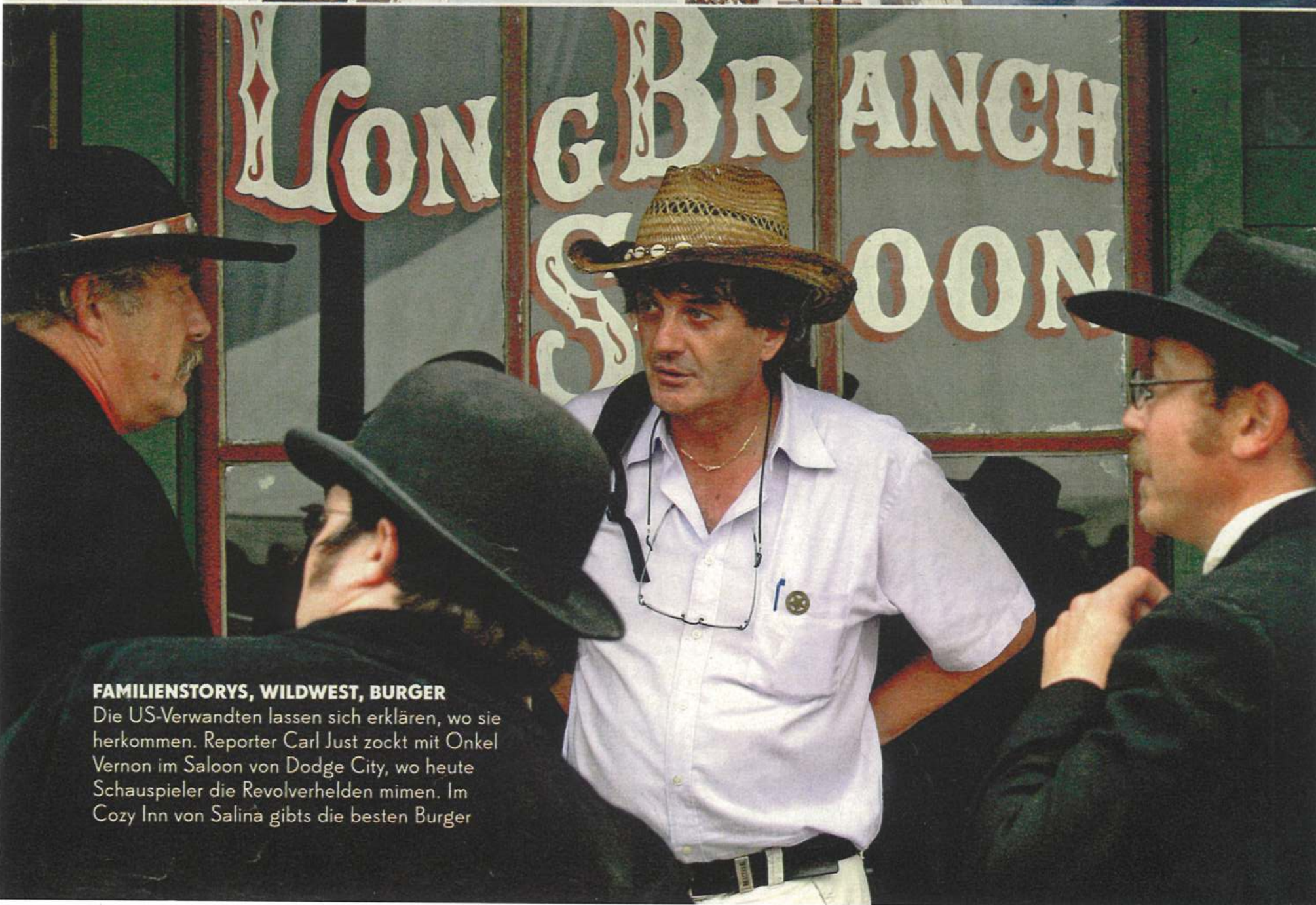


T AUS HEIDIS HEIMAT

Der Hunger und die Armut in den Bündner Bergen vertrieben einen Teil seiner Familie nach Amerika. 147 Jahre später besuchte SIE+ER-Reporter Carl Just seine Verwandten, die Nachkommen der Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Heidiland, die damals in «Bleeding Kansas» landeten. Ein Bericht aus der Zeit, als die Verzweifelten nicht in die, sondern aus der Schweiz flüchteten – und Gott sei Dank ein Land fanden, in dem sie willkommen waren

TEXT CARL JUST | FOTOS LARRY W. SMITH





FAMILIENSTORYS, WILDWEST, BURGER

Die US-Verwandten lassen sich erklären, wo sie herkommen. Reporter Carl Just zockt mit Onkel Vernon im Saloon von Dodge City, wo heute Schauspieler die Revolverhelden mimen. Im Cozy Inn von Salina gibts die besten Burger





Im März 1859 hatte Florian Just genug vom Elend in Heidis Heimat: Er liess sich von der «Regierung des Eidgenössischen Standes Graubünden» den Reisepass No. 801 ausstellen, ein einseitiges Dokument, ohne Foto, aber mit Personenbeschreibung: «Emigrant Florian Just» hatte eine breite Stirn, blaue Augen und eine grosse Nase. Florian wollte mit seiner Frau und den vier Kleinkindern nach Amerika. Für mutige Siedler gäbe es dort gratis Land, hatte man ihm erzählt. Der älteste Sohn war knapp sieben, die jüngste Tochter erst halbjährig, im April ging die Familie im französischen Le Havre an Bord der Progrès mit Destination New York. Florian war der Bruder meines Urgrossvaters. Er war ein Wirtschaftsflüchtling, einer, der dem Hunger und der Armut in seiner Heimat Schweiz entfliehen wollte und

ein Land suchte, das ihm eine Chance bot. Wie sich die Zeiten ändern: Derzeit läuft in der Schweiz der Abstimmungskampf für das verschärfte Asyl- und Ausländergesetz, die SVP wirbt mit dem griffigen Slogan «Missbrauch bekämpfen» für ein doppeltes Ja. «Missbrauch bekämpfen» bedeutet auch, alle Menschen von unserem Land fernzuhalten, die nur aus wirtschaftlichen Gründen zu uns geflüchtet sind. «Bei meinem ersten Besuch in der Schweiz wunderte ich mich, warum meine Vorfahren dieses wunderschöne Land verlassen hatten», sagt Vernon Just, mein Onkel in Wichita, Kansas. «Aber als ich die Guscha sah, den Weiler meiner Ahnen hoch über Maienfeld, wurde mir klar, warum mein Urgrossvater sein Glück im unbekanntem Amerika suchte. Das Land, steil und un-



fruchtbar, reichte höchstens für ein paar Schafe und Geissen. Wer wie Florian eine sechsköpfige Familie durchbringen musste, machte wohl harte Zeiten durch.»

Es ist Vernons Verdienst, dass ich meine Verwandten in Amerika wiedergefunden habe. In meiner Kindheit im mittlerweile wohlhabenden Heididorf Maienfeld erinnerten die Alten ab und zu an die unvorstellbare Armut, die dort im 19. Jahrhundert herrschte. Sie erzählten davon, dass zahllose Hungerleider auswandern mussten, um ihr Glück in der neuen Welt zu suchen. Als Kind las ich Johanna Spyris «Heidi», das in Maienfeld spielt. Und ich las voller Gruseln den Roman «Die schwarzen Brüder», wo beschrieben ist, wie im 19. Jahrhundert Buben aus den Schweizer Bergen nach Mailand verkauft wurden, um als lebende Bürsten in

die dunklen Schlote der ersten Fabriken hinuntergelassen zu werden.

Dass zu den Verarmten, die Maienfeld verlassen mussten, auch der Bruder meines Urgrossvaters gehörte, wusste ich lange nicht. Die zurückgebliebenen Justs, hatten die Spur der Auswanderer verloren – zu beschäftigt waren sie mit dem Überleben auf ihren kargen Höfen.

Von unseren Verwandten in Amerika erfuhren wir erst im Herbst 1977: Damals tauchten Anwalt Vernon Just und seine Frau Judy in Maienfeld auf, um nach ihren Wurzeln zu suchen. «Meine Ahnen hatten das Papier, mit dem Florian damals reiste, aufbewahrt. So wussten wir, dass wir hier Verwandte finden müssten», erzählt Vernon.

Jetzt, 147 Jahre nach Florians verzweifelter Flucht, stehe ich an der Crestline 600 in ei-

FLACH, ENDLOS UND FRUCHTBAR

Cousine Cindy mit Ehemann Larry auf ihrer riesigen Farm bei Garden City. Das weite Land von Kansas nährt die Justs, seit sie vor 147 Jahren hier ankamen: «Für uns hat sich das Wagnis, das Urgrossvater Florian damals einging, mehr als gelohnt», sagt sie

nem Vorort von Wichita, Kansas. «Well, deinen Onkel in Amerika hast du gefunden», spottet Vernon und bittet mich in den kühlen Garten. «Wenn du aber den reichen Onkel in Amerika suchst, bist du falsch.» Und nicht nur bei ihm, auch beim Rest meiner Verwandten im Land der unbegrenzten Möglichkeiten würde ich nicht auf Reichtum und güldene Villen stossen. «Wir sind Mittelstand, zu mehr hat es keiner gebracht, noch nicht», sagt Vernon.

Ich hatte Vernon um Adressen weiterer Verwandter gebeten, er meldete zurück, die amerikanischen Justs wären mittlerweile auf 14 US-Bundesstaaten verteilt, lebten verstreut zwischen Arizona und Alaska. Er wollte versuchen, in Salina, Kansas, dem amerikanischen Stammsitz der Justs, ein Familientreffen zu organisieren.

Ich hatte Vernon und Judy Just in den frühen 90er-Jahren bei einem ihrer Besuche in Maienfeld kennengelernt. Damals hatten sie erzählt, wie sie an einem Herbstabend im Jahre 1977 etwas verloren am Bahnhof von Maienfeld eintrafen: «Wir sahen nur Bäume und dahinter mächtige Berge, der Bahnhof war verlassen, bis auf einen jungen Mann in schwarzer Bähnleruniform, der uns nicht

verstand.» Nach einer Nacht im Hotel machten sich die beiden Amerikaner auf die Suche nach jemandem, der weiterhalf. Fündig wurden sie in der Filiale der Graubündner Kantonalbank, beim «Bank Toni», bei meinem Vater. Der sprach nicht nur Englisch, er war auch einer der gesuchten Cousins.

Mein Vater führte die beiden Amerikaner damals auf die Guscha, hoch zum Weiler unserer Vorfahren, der wie ein Vogelnest in der Südwestflanke des mächtigen Falknis klebt. Da oben hatten unsere Ahnen gehaust, sie waren nicht nur Bergbauern, sondern auch und vor allem Wilderer und Schmuggler.

VON DEN BÜNDNER BERGEN IN DEN WILDEN WESTEN, INS «BLUTENDE KANSAS»

Onkel Vernon hat ganze Arbeit geleistet: «Gut 60 Verwandte werden zu unserem Familientreffen einfliegen», verspricht er auf der Fahrt nach Salina. Und tatsächlich: Der Saal hinter der grossen Kirche ist bei unserer Ankunft voll mit Justs. Der Blick auf die Versammlung ist faszinierend und verwirrend zugleich. Ein Saal voller Amerikaner, die aussehen, wie meine Verwandten zu Hause in Maienfeld, die aufgedreht fröhlich schwatzen, amerikanisch sind durch und durch. Die endlose Weite der Prärie hat ihre Wirkung nicht verfehlt, meine amerikanischen Verwandten sind offen, herzlich, gastfreundlich und vereinnahmend. Die skeptisch eigenbrötlerische Zurückhaltung der Bergler, das eher Verschlussene, ging auf der Reise verloren.

Da ist Cousin Mike, der meinem Vater in jüngeren Jahren aus dem Gesicht geschnitten ist. Er war ein ausgebuffter Marketingberater, bis er sich in ein zerfallendes Wildwest-Dörfchen im Herzen von Kansas zurückgezogen hat. Hier baut er aus uralten mächtigen Eichenstämmen Designer-Tische, zwei davon hat er kürzlich an den jordanischen König Abdullah verkauft.

In der Schweiz mag Just ein Name sein wie viele, in Amerika aber ist Mr Just schlicht und einfach Mr Gerecht, Mr Richtig. Anwalt Vernon war einst nebenamtlich Richter, war «Justice Just». «Unser Name verpflichtet», sagt Mike, der Künstler, und legt die schwere Motorsäge zur Seite. «Wenn du diesen Namen trägst, musst du ihm gerecht werden. Du kannst nicht lügen, nicht bescheissen. Was du anpackst, musst du richtig machen.» Da ist Cousine Cindy, die meiner Schwester gleicht, und auf einer riesigen Farm lebt, einen Tagesritt hinter der legendären Cowboy-Stadt Dodge City: «Ich bin stolz und glücklich, Amerikanerin zu sein», sagt sie. «Es ist schön, dass mein Urgrossvater so mutig war. Für uns hat sich sein grosses Wagnis mehr als gelohnt.»

Vernon und Judy haben Fotos mitgebracht, die sie bei ihren Besuchen in Maienfeld und auf der Guscha gemacht haben – die meisten im Saal sehen zum ersten Mal, wo sie herkommen. Man löchert mich mit Fragen nach dem Wie und Warum. Ich versuche, so gut wie möglich Auskunft zu geben, erzähle, dass schon Florians Vorfahren Wirt-



schaftsflüchtlinge waren, dass sie nicht ganz freiwillig auf der stotzigen und kargen Guscha gestrandet waren. Die Justs gehörten zu den Walsern, die im 14. und 15. Jahrhundert nach Missernten aus dem Wallis emigrierten, auch bis ins Bündnerland. Die Einheimischen, welche die reichen und fruchtbaren Böden im Tal bewirtschafteten, verbannten die Immigranten in die Berge. Nur dort, wo es steil, ungemütlich und gefährlich war, wollte man das zugezogene Pack siedeln lassen. Und da oben hausten unsere Ahnen auch noch, als Florian beschloss, dem Elend nach Amerika zu entfliehen. Meine amerikanischen Verwandten hören den Schilderungen gebannt zu – mit Tränen



in den Augen. Erst als ich ihnen verrate, dass wir selbst mit Heidi verwandt sind, erteile ich wieder Lacher: Ein Maienfelder Lehrer hatte vor Jahren die letzte Zeitzeugin befragt, die schilderte, wie die Schriftstellerin Johanna Spyri bei einem Spaziergang hoch über Maienfeld einem kleinen Mädchen begegnete. Auf die Frage nach ihrem Namen antwortete dieses: «I heissa Maiali Just.»

Der lebende Beweis für diese Erkenntnis der Heidi-Forschung sitzt im Saal von Salina: Chloe, die hübsche Halbwüchsige aus Maryland sieht aus wie man sich Heidi vorstellen muss. Bildhübsch, rote Backen, lockiges Haar. Ihr Vater Randy Just ist mein Cousin und betreibt in Maryland die Firma Just Solutions. Er schreibt Software für «Regierungsstellen», höchste Sicherheitsstufe, keine Details: «Was ich mache, ist langweilige Büroarbeit, ich versuche, etwas Gutes für mein Vaterland zu tun.»

Randy ist überzeugter Republikaner, ich ein genauso überzeugter Gegner von George W. Bush: «Ich war im Irak, als dein Präsident seinen unsäglichen Krieg lostrat», werfe ich ein. «Well», sagt Randy, «ich frage mich auch, ob es sich lohnt, dass wir überall hingehen und versuchen zu helfen, nur um von der ganzen Welt kritisiert zu werden.»

Die Neugier im Saal von Salina ist noch lange nicht gestillt. «Florian und Menga wussten kaum, was sie im Wilden Westen erwartete», erzählt Vernon. Sie kamen nur zwei Jahre vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs in Kansas an. Der Süden wollte die Sklaverei beibehalten, der Norden versuchte die Sklaven zu befreien. Kansas, das neue Territorium, hatte sich für keine der beiden Seiten entschieden und so kam es an der Ostgrenze am Missouri immer wieder zu Gefechten und Schiessereien. Das hatte der Gegend den Namen «Bleeding Kansas» eingetragen, das blutende Kansas. Der

IN AMERIKA IST JUST MEHR ALS EIN NAME

«Justice» Vernon Just mit Frau Judy und Tochter DaNene. Unten (v.l.n.r.): Urmutter Menga, die Frau von Florian, ihr Sohn Andrew, noch in Maienfeld geboren und später Eisenbahner in Kansas sowie Vernons Vater, der Tischler Frank



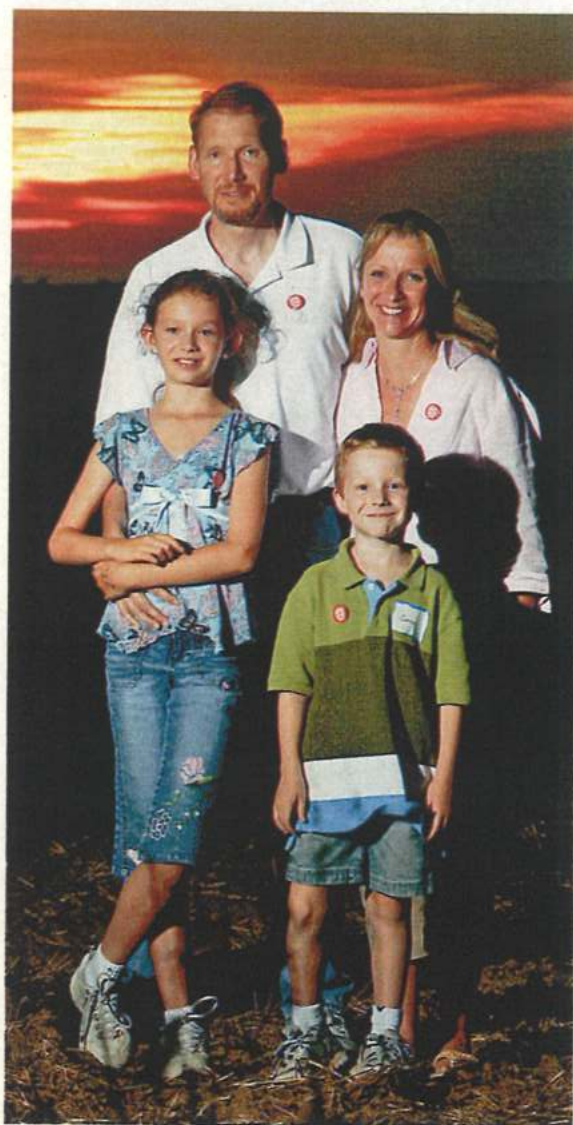
grösste Teil des Landes war von Indianerstämmen besetzt, einige waren freundlich gesinnt, andere weniger: «Das war es, was die Justs bei ihrer Ankunft erwartete: Bleihaltige Luft, tief fliegende Kugeln, marodierende Indianer, eine unverständliche Sprache, kein Heim, kein Schutz.»

Während ich diese Zeilen schreibe, vermelden die Agenturen von den Kanarischen Inseln einen neuen Rekord – fast 1000 Bootsflüchtlinge aus Afrika strandeten dort am vergangenen Wochenende an einem einzigen Tag. Die Reise von Florian und seiner Familie verlief wohl nicht ganz so dramatisch, allerdings sind keine Details überliefert. Deshalb versuche ich die Neugier meiner Verwandten in Salina mit den zeitgenössischen Schilderungen zu befriedigen, die ich in «Alternative Neue Welt» gefunden habe, im Standardwerk über die schweizerische Überseeauswanderung von Heiner Ritzmann-Blickensdorfer.

In dem Jahr als Florians Familie in Le Havre an Bord der Progrès ging, beklagte sich ein Vertreter des Schweizer Handelshauses Borel über «die grosse Zahl von auswandernden Schweizer Familien, welche schon in Le Havre von allem entblösst ankommen und wegen gänzlichen Mangels von Hilfsmitteln in Amerika einem unausweichlichen Elend entgegensehen.» Der Schweizer Konsul in Chicago meldete besorgt, dass die einwandernden Schweizer «arm, sehr arm» seien, dass bei den Schweizern unter allen Volksgruppen, die im Mittleren Westen einträfen, «der höchste Prozentsatz an Mittellosen» zu finden sei und die Vertretungen in den Grossstädten «von verzweifelten Landsleuten förmlich belagert würden». Sein Kollege aus New Orleans berichtete, dort seien 23 Auswanderer aus dem St. Galler Rheintal «darbend und hilflos liegen geblieben». Schon 1856 überreichten die Amerikaner dem Schweizer Botschafter

DAS NEUE HEIDI HEISST CHLOE JUST

Cousin Randy Just, der patriotische Software-Ingenieur aus Maryland, mit Ehefrau Janet, Sohn Connor und Tochter Chloe – dem lebenden Beweis dafür, dass die Justs mit Johanna Spyris Heidi verwandt sind



in Washington eine formelle Protestnote, Bern möge Massnahmen treffen gegen «die Überschwemmung der USA mit armen und arbeitsunfähigen Menschen». Das Parlament lud daraufhin den Bundesrat ein, «die erforderlichen Schritte zu thun, um zu verhindern, dass Familien, welche die nöthigen Subsistenzmittel entbehren, auswandern und im Ausland ins Elend gerathen».

Zahlreiche Gemeinden in der Schweiz gingen danach dazu über, Armen, die auswandern wollten, die Reisekosten zu bevorschussen – das war billiger, als die Sozialfälle zu Hause durchzuführen. Wie mein Ahne Florian das Geld für die Passage auftrieb, ist nicht überliefert. Für eine erwachsene Person auf der Strecke Basel–Le Havre–New York verrechnete die «Auswanderungsagentur Zwilchenbart» im Jahr 1859 stolze 180 Franken, die Weiterreise in den Wilden Westen kostete noch einmal 60 Franken.

Florian, Menga und die Kinder trafen im Frühsommer 1859 in Holton im Nordosten von Kansas ein, in einer von Sklaverei-Gegnern gegründeten Frontsiedlung mit 291 Einwohnern, sieben Wohnhäusern und einer dampfbetriebenen Sägerei. Florian erwarb am 27. Juni die amerikanische Staatsbürgerschaft für sich und seine Familie, kurz darauf, nur ein halbes Jahr nach seiner Ankunft, starb er an «Auszehrung», möglicherweise an einer Tuberkulose, die er sich

auf dem Schiff geholt hatte. Nun musste Menga ihre vier kleinen Kinder alleine durchbringen.

Der Blick in den Saal von Salina beweist, dass sie ganze Arbeit geleistet hat. Zwar liess das Glück, das Florian und Menga suchten, auf sich warten – aber spätestens seit der Generation von Onkel Vernon geniessen meine Verwandten in Amerika die Früchte des kühnen Wagnisses ihres Urgrossvaters: «Das genetische Material aus den Schweizer Bergen wirkt nach, von meinen mutigen Ahnen habe ich gelernt, das Leben mit harter Arbeit und in Ehrlichkeit zu meistern. Ich bin und bleibe ein Son of a Just.» Für Leute, die anpacken können, sagt Vernon, sei Amerika noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Vernon, Sohn eines Tischlers in Salina, war einer der ersten meiner amerikanischen Verwandten, der es an die Universität schaffte – das Geld für sein Jus-Studium verdiente er sich als Polizist, sechs Jahre Nachtdienst bei der Highway-Patrol. «Erst die Generation unserer Kinder hatte wirklich Zugang zu höherer Bildung», sagt Vernon. Ich entdecke auch hier Parallelen – auch bei den in Maienfeld zurückgebliebenen Justs konnte erst die Generation meines Vaters den Kindern eine vernünftige Bildung bieten.

Bei einem Essen mit den Verwandten, erzähle ich eine Begebenheit, die ich vor vier Jahren in Afghanistan erlebte. Auf einer wilden Fahrt auf der Seidenstrasse hoch zum Shibarpass bewunderten wir die idyllischsten Bergdörfer des Hindukuschs, sahen aber auch die

Armut dahinter – ein paar Geissen, ein Esel und unzählige Kindermäuler, die gestopft werden wollten. Im letzten Dorf stoppten wir, der alte Haj, der Dorf-

schmied, lud mich zum Tee. Er jammerte über die Dürre, über den Krieg und die Banditen. Ich erzählte ihm, wie sehr mich seine Landschaften an meine Heimat, an Heidis Heimat, erinnerten. Und auch davon, wie arm die Menschen damals dort waren. Haj schaute mir in die Augen, lächelte sanft und sagte: «Ich hab eine Idee! Uns geht es schlecht zurzeit. Deshalb helft ihr uns jetzt – und wir helfen euch dann in 100 Jahren, wenn es euch wieder schlecht geht.» Ich hab Haj damals freundlich ausgelacht.

Jetzt habe ich die Saga meiner eigenen Familie recherchiert und mag nicht mehr lachen. Die Geschichte wiederholt sich. Hoffentlich nicht allzu schnell. +

MEINE FAMILIE SCHAFFTE ES MIT HARTER ARBEIT UND EHRlichkeit